Kritik in Kürze

Alte Bücher

Die Frankfurter Buchmesse rückt heran, und rechtzeitig erscheint ein Buch, mit dem man sich für die Gänge durch große Hallen mit vielen Ständen und noch viel mehr Büchern wappnen kann. Zugegeben, man darf dafür den Titel dieses Buchs, „Neues aus alten Büchern", nicht auf die Wortwaage legen. Er zielt nicht auf das ganz allgemeine Prinzip, nach dem neue Bücher meist entstehen – nämlich aus alten Büchern. Denn das Neue, um das es geht, sind weder Texte noch Bücher, sondern recht nette Dinge, die man aus Büchern machen kann, welche man nicht oder zumindest nicht mehr zu lesen gedenkt. Als da zum Beispiel sind: Grußkarten aller Art, Papierartischocken, Häuser, Stachelkugeln, Pappmascheefiguren, Broschen, Nudeln und eine ganze kleine Menagerie. Die typographischen Spuren, welche durch die verwendeten Buchseiten ins Spiel kommen, machen sich ausgezeichnet. Illustrierte Bände sind manchmal unabdingbar, wenn es um reizvolle Farbakzente geht. Ein wenig Geschick ist erforderlich, aber die notwendigen Werkzeuge sind schnell zur Hand und die Anleitungen Schritt für Schritt gut fasslich in Bild und Text festgehalten. Selbstredend gilt, dass die in den meisten Anleitungen unter den notwendigen Materialien angeführten „Seiten aus alten Büchern" auch durch solche aus neuen ersetzt werden können – und ebendieser Gedanke wird seine beruhigende Wirkung nicht verfehlen, wenn wieder einmal die versammelten Neuerscheinungen in den Messehallen abzuschreiten sind. Unter den Büchern zur Zukunft des Buches sticht dieses jedenfalls heraus. (*Clare Youngs: „Neues aus alten Büchern". 35 Projekte für spielerisches Recycling.* Haupt Verlag, Bern 2013. 128 S., Abb., br., 24,90 €.) hmay

Alte Knochen

Der Dschungel ist eine dunkle Wand. Sie zu durchbrechen und sich Wege durch das Dahinterliegende zu bahnen, ist der Antrieb kolonialer Entdecker. Der Brite Percy Fawcett, den die Suche nach einer untergegangenen Stadt im brasilianischen Urwald umtrieb, wurde zu einer Ikone dieses Entdeckerimpetus. Dreißig Jahre nach seinem mysteriösen Verschwinden auf einer Expedition im Jahre 1925 brachen dessen Sohn Brian Fawcett und der brasilianische Schriftsteller Antonio Callado zu dem Ort auf, an dem die Knochen Fawcetts aufgetaucht sein sollten. Der dabei entstandene Essay „Der Tote im See" von Callado liegt nun in deutscher Erstübersetzung vor. Der Bericht verhandelt jedoch weit mehr als die kriminalliterarische Aufklärung von Fawcetts Ende. Vielmehr entwickelte er sich zum Text über den Urwald selbst. Callados Erzählverfahren und Sprache erinnern dabei stark an Jorge Luis Borges. Besonders die Kurzgeschichte „Tlön, Uqbar, Orbis Tertius" drängt sich dem Leser auf. Wie der Alte Meister bindet auch Callado zahlreiche (fiktive wie nonfiktive) Sekundärtexte ein. Diese Exkurse (Niedergang des British Empires, zeitgenössische Ethnologie, utopische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, Geschichte und Zukunft der Nation Brasilien) sind jedoch immer nahtlos mit dem Textgewebe verwachsen. So schreibt Callado an der Analogie von Urwald und Text, verschränkt die Expedition ins Innere des Urwaldes mit einer Erkundung der Nationalbibliotheken und Archive. So ist, wenn von den Pfaden des Waldes die Rede ist, immer auch das Mäandern durch die Bibliotheksschluchten im Spiel – und umgekehrt. (*Antonio Callado: „Der Tote im See". Leben und Verschwinden des Colonel Fawcett im brasilianischen Regenwald.* Berenberg Verlag, Berlin 2013. 120 S., geb., 20,– €.) jugu

Neue Sachbücher

Keine marktübliche Konfektionsware: Ein Wohnhof mit Dachgärten zeichnet das Baugruppen-Haus des Architektenbüros Zanderroth in Berlin-Mitte aus. Foto Zanderroth Architekten

Gemütlich sind die Bauherrn selbst

Hier wird der Architekt zum Therapeuten: „Self Made City" führt durch den Berliner Untergrund der bauenden Stadtbürger – und weist Wege aus der Massenproduktion von Wohnraum.

Architekturstudenten werden heute glatt an der aktuellen Nachfrage des Marktes vorbei ausgebildet. Sie verlassen die Hochschulen als Meister der künstlerischen Gestaltung und innovativen Formfindung, doch auf die neuen Herausforderungen als Moderator, Berater, Entwickler und Manager sind sie wenig vorbereitet. Dabei tun sich seit Jahren wachsende Praxisfelder in den Städten auf, die bislang durch den Rost der öffentlichen Bauträger und privaten Großinvestoren fielen.

Nach einem Jahrhundert der nahezu totalen Vergesellschaftung des Bauens und Wohnens will eine kleine, aber steigende Zahl von Städtern nicht mehr bloß Immobilien konsumieren, sondern selbst zum Produzenten ihrer Unterkünfte werden. Baugruppen, Entwicklungsgemeinschaften, Genossenschaften und andere urbane Pioniere tragen ihre Ersparnisse nicht länger zu den Kapitalsammlern, sondern wollen eigenverantwortlich wirtschaften.

Dabei helfen ihnen agile Architektenbüros, die von der Grundstücksbeschaffung über die Planung und Finanzierung bis zur Bauausführung alles koordinieren, was früher im Immobiliengeschäft den Entwicklern überlassen blieb. Das neue Leitbild dieser Architekten als Kaufmann, Projektsteuerer und auch Baugruppentherapeut bringt nicht nur dem darbenden Berufsstand neue Beschäftigungsfelder. Auch die entwöhnten Bürger können von Statisten der Stadtnutzung wieder zu Akteuren zu werden.

Aus einer Reihe von hundertzwanzig einschlägigen Bauvorhaben in Berlin untersucht die Autorin Kristien Ring in dem vom Stadtentwicklungssenator Michael Müller herausgegebenen Buch „Self Made City" am Beispiel von fünfunddreißig Projekten die Bandbreite des selbstverantwortlichen Bauens von und für Eigennutzer. Längst handelt es sich nicht mehr um Alternativprojekte mit Muskelhypothek, Grasdach und Trockenklo, sondern um städtische Mehrfamilienhäuser mit durchschnittlich zwanzig Wohnungen, die sich in Blockränder, Baulücken und Hofareale einfügen und den einstigen Traum vom Eigenheim im Grünen in das zeitgemäße Ideal der Villa auf der Etage überführen.

Durchweg hat der Wunsch nach städtischer Verdichtung über das suburbane Wohnmodell gesiegt. Besonderen Wert legt die Studie darauf, welche Zusatzqualitäten die Häuser jenseits der bloßen Beherbergung bieten: Gemeinschaftsflächen und nachbarschaftliche Interaktion, Mischnutzungen und flexible Grundrisse, Bauökologie und Begrünung sowie Architekturqualität und vor allem: Kostengünstigkeit.

Der Knüller vorweg: Mit 1400 bis 2400 Euro Gesamtkosten pro schlüsselfertigem Quadratmeter liegen die urbanen Pionierbauten bis zu fünfzig Prozent unter der marktüblichen Konfektionsware. Dabei bieten sie Aufenthaltsqualitäten, die man sonst nur von den Hochglanzprojekten der Wohnmagazine kennt: offene Grundrisse auf mehreren Ebenen oder zumindest Mehrfacherschließungen mittels Durchgangstüren, bodentief verglaste Panoramafenster, Balkone als umlaufende Reelings, Hofgärten und Dachterrassen. Man fragt sich, in welcher Geistesnacht die Architekten der öffentlichen Massenwohnungsproduktion wie auch des privaten Eigenheimbaus seit Republikgründung gelebt haben, die unter vergleichbarem Kostendruck meist nur Wohnklos mit Lochfenstern und Abstandsgrün zuwegebrachten.

Die Mehrzahl der vorgestellten Häuser wurde von Architekten initiiert und direkt mit den Kleininvestoren realisiert. So sind die Bauherren auch Erstbewohner, und die preistreibende Provisionsspirale von Entwicklern, Vermittlern und Verkäufern entfällt. Zwar bieten Genossenschaftsprojekte oft günstigere Preise, aber sie verlangen längeren Atem, bis die Vereinigungen gegründet, die Einlagen eingezahlt, Einzelwünsche befriedigt und die Wohnungen im Losverfahren zugeteilt werden – von solchen Durststrecken können die neunhundertfünfzig Mitglieder des Stadtteilprojekts „Möckernkiez" am Berliner Gleisdreieck seit sechs Jahren ein entnervtes Lied singen.

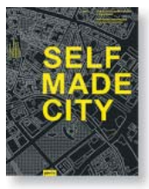
Denn wenn beim Wunsch nach einem ansprechenden Dach über dem Kopf zugleich Modellvorstellungen über eine sozialökologisch bessere Welt mit Wohngemeinschaftsappeal mitspielen, lassen sich solche Komplikationen nicht vermeiden. Da sind tatkräftige Berliner Unternehmer-Architekten – sie heißen Zanderroth, Bararchitekten, Heide & von Beckerath, Zoomarchitekten – schneller und weiter. Die Entwurfshoheit bleibt bei den Planern, die mit ihrer Expertise die Spielräume für Sonderwünsche bei Zuschnitt und Ausstattung bestimmen.

Was dabei in Berlin an eigener Architektursprache herausgekommen ist, schwankt zwischen altem Minimalismus und neuer Ruppigkeit: perforierte Kubaturen im Stil von „space boxes", Sichtbeton bis in die Schlafzimmer, asketische Ausbaumaterialien und viel Raumluxus der reinen Leere. Gemütlich sind die Bewohner selber.

Die neue Welle der Projektgemeinschaften, die mit dem Typus der selbstverantwortlichen Bauherren und Baufrauen ein Grundelement traditioneller Bürgerstädte rekultivieren, droht jedoch im Keim schon wieder zu ersticken. Das deutet die vorliegende Studie leider nur vorsichtig an. Denn die Stadtverwaltungen, gerade in Berlin, sind mit einer differenzierteren Grundstücksvergabe überfordert und bekämpfen häufig sogar den bauenden Kleinbürger als ideologisch unwillkommen.

Anstatt einen Sack Flöhe aus Einzelinteressenten zu hüten, werfen sie weiterhin lieber große, ungeteilte Flächen auf den Markt und überlassen herkömmlichen Projektentwicklern oder öffentlichen Gesellschaften das Bauen und Verwerten. Dadurch schießen zugleich die Grundstückspreise derart in die Höhe, dass die neuen Marktteilnehmer – selbst in ihren bislang bevorzugten Randlagen – nicht mehr mithalten können.

Zwar plant auch Berlin eine Verbindung der Liegenschaftspolitik mit Wunschzielen der Stadtentwicklung nach funktioneller, sozialer und demographischer Durchmischung. Doch solange es keine ressortübergreifende stadtökonomische Gesamtrechnung gibt, wird die „soziale Stadt" weiterhin ein teures Reparaturgewerbe mit Quartiersmanagement, Sozialarbeit, Nachbarschaftsläden und Wärmestuben bleiben. Da kommt das vorliegende Buch als Augenöffner gerade recht. MICHAEL MÖNNINGER



„Self Made City". Stadtgestaltung und Wohnprojekte in Eigeninitiative. Hrsg. v. Kristien Ring und der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin. Jovis Verlag, Berlin 2013. 224 S., Abb., br., 29,80 €.

Neue Sachlichkeit

Die Enkelin von Amon Göth

Buchkategorien gibt es wie Sand am Meer. Umso schwieriger ist die Einteilung von Werken, die versuchen, mehrere Kategorien zu vereinen. Um einen am Ende gelungenen Versuch handelt sich bei der vorliegenden Behandlung einer persönlichen Tragödie. Die Tragödie einer Frau, die im Alter von achtunddreißig Jahren erfährt, dass sie die Enkelin von KZ-Kommandeur Amon Göth ist (*Jennifer Teege und Nikola Sellmair: „Amon". Mein Großvater hätte mich erschossen*. Rowohlt Verlag, Reinbek 2013. 272 S., geb., 19,95 €).

Jennifer Teege spricht darin über ihren Großvater und seine Verbrechen und versucht dadurch ihr Leben und ihre Vergangenheit zu bewältigen. Kann man von einer solche Tragödie durch das Schreiben eines Buchs erlöst werden? Jennifer, Tochter eines nigerianischen Vaters, ist vier Jahre alt, als sie von einer Pflegefamilie aus dem Kinderheim geholt wird, sieben als sie von dieser adoptiert wird. Der Kontakt zu ihrer leiblichen Mutter bricht ab; die Großmutter Ruth Irene Göth, bei der Jennifer als kleines Mädchen noch zu Besuch war, bringt sich 1983 um.

Jennifer hat Glück, sie wächst in einem gutbürgerlichen Vorort von München auf. Nach ihrem Abitur geht sie nach Paris, studiert in Israel und kommt dann nach Deutschland zurück. Hier findet sie einen Mann, mit dem sie zwei Kinder bekommt. Vollkommen glücklich wird sie jedoch nicht: Depressionen plagen sie, und so sucht sie in einer Bibliothek nach Hilfe, nach einem Ratgeber. Gefunden hat sie stattdessen die Biographie ihrer leiblichen Mutter, Monika Göth: „Ich muss doch meinen Vater lieben, oder?" heißt das 2002 erschienene Buch. Erst durch diesen Zufall erfährt sie, dass sie die Enkelin Amon Göths ist.

Wie geht man mit solch einem Schicksalsschlag um? Jennifer Teege stellt sich ihrer Vergangenheit. Sie recherchiert, reist und stellt Fragen. So entsteht das Buch, sechs Kapitel in denen sie unter anderen ihren Großvater, ihre Großmutter und ihre Mutter beschreibt. Begleitet werden diese subjektiven Schilderungen von einer Ko-Autorin, der Journalistin Nikola Sellmair, mit Passagen, die historische Hintergründe auffächern. So entsteht einer Mischung aus (Auto-)Biographie, Familienchronik und historischem Buch.

Ein wichtiges Thema ist die Adoption von Teege – ihre Adoptiveltern thematisierten die Hintergründe zu keiner Zeit. Damals eine gängige Methode. Teege findet schließlich sogar ihre leibliche Mutter wieder, aber auch diese will höchstens über die Familie reden, aber nicht, warum sie ihr Kind zur Adoption freigegeben hat. Die Begegnung bringt nicht die erhoffte Wende.

Der Beitrag Nikola Sellmairs für das Buch ist entscheidend: Ohne deren nüchtern einordnenden Ton würde Jennifer Teeges Text in seiner starken subjektiven Emotionalität weniger überzeugend wirken. So gelingt Jennifer Teege mit ihrem Buch die Balance zwischen Vergangenheitsbewältigung und dem Aufbruch in eine neue, befreite Identität. JURI MÜLLER

Literatur

Eine einsame, von moderner Technik und alten Sagen beherrschte Welt

Claire Beyer entwirft in ihrem neuen Roman „Refugium" eine eindrucksvolle Szenerie, die von Erlkönigen, Autobauern und Rentieren bevölkert wird.

Der Winter ist zuverlässig dort oben hoch im Norden: dunkel und vor allem kalt, sehr kalt und tiefverschneit. Bis zum Polarkreis sind es vielleicht sechzig Kilometer, und im Juni scheint die Mitternachtssonne für knappe drei oder vier Wochen. Dann ist es wieder dunkel und kalt. Das rechte Wintersportparadies ist das nicht, allenfalls eins für die „Erlkönige". Damit freilich sind keine mythischen Figuren, Gnome oder Trolle gemeint, und niemand reitet da noch spät durch Nacht und Wind, sondern Autos lassen ihre Motoren röhren, während sie die glänzenden Namen wie Mercedes, Audi, VW, Opel, Fiat oder Peugeot hinter unidentifizierbaren Karosserien verbergen, um sich später in die Rennwagen unserer Autobahnen zu verwandeln. Denn das Testfahren neuer Modelle der Autoindustrie ist in Lappland ein neuer „Wintersport" geworden auf den vielen tiefgefrorenen Seen um das Städtchen Arjeplog im nördlichen Schweden. Ganze Belegschaften von Autofirmen tummeln sich da oben den Winter über. Resultate werden jedoch nicht triumphal verkündet, sondern sollen so geheim wie möglich bleiben bei den Prototypen, bevor diese in Stuttgart oder Wolfsburg, Paris oder Rom in die Autosalons kommen und zum Kauf angeboten werden.

Das Leben in diesem Arjeplog, einer schlichten Kleinstadt im Polarwinter, der acht Monate im Jahr oder länger dauern kann, mag seine gemütlichen Kerzenstunden haben bei guten Getränken, aber bedarf auch einer starken Seele. Robert Feldwehr, der deutsche Konstrukteur zur „Wintererprobung" dort, scheint das Opfer dieser Einsamkeit geworden zu sein, denn Claudia, seine Frau in der Heimat, hat seit langem nichts mehr von ihm gehört. Auch am Telefon ist er nicht mehr zu erreichen, selbst für ihre beiden deutschen Söhne nicht, nur dass die sich leichter damit abfinden: Der Vater wird schon irgendwann wieder auftauchen. Aber auch sein Auto bleibt verschwunden, als Claudia nachfragt bei den schwedischen Kollegen. Bloß können und dürfen die ihr telefonisch keine Auskunft geben. Also fährt Claudia kurzentschlossen nach Arjeplog, um selbst nachzusehen. Die Suche nach ihrem Mann wird zum eigentlichen Gegenstand von Claire Beyers Roman, denn was ihr als Refugium des Mannes erscheint, gibt den Verlorenen nicht preis. Vieles andere jedoch entdeckt sie fast nebenbei, so dass sie selbst am Ende zur Hauptsache wird und gar nicht so allein ist, wie sie zuweilen geglaubt hatte. Daraus entsteht die Faszination dieses Buches.

Claudias Erkenntnis: „Irgendetwas stimmt nicht mit meinem Mann" ist in der Tat der Anfang. Über Fragen, Hoffnungen und Enttäuschungen hinweg baut sich ein Spannungsbogen auf, der erst am Ende eine – unbefriedigende – Lösung bringt. Nur hat Claudia inzwischen ein eigenes, neues Leben gefunden, das nicht mehr abhängt von ihren ersten Fragen und Hoffnungen, so dass sie nicht mit dem Gepäck der Enttäuschungen leben und nach Deutschland zurückfliegen muss. Denn zunächst wird sie in den dunklen, kalten Norden fliegen – es ist ihr erster Start in einem Flugzeug, ein Start zugleich in die Selbständigkeit. Die Flugangst ist zu überwinden, wobei ihr der Sitznachbar Hanno von Loose mit seiner geschickten Geschwätzigkeit hilft, ein Inder, den es nach Skandinavien verschlagen hat und der sich im Schnee wohler fühlt als auf einem Elefanten im Dschungel. Die zweite Stufe auf ihrem Weg findet Claudia bei Birgitta Wilhelmsson, der älteren Dame. Innerlich ist sie die jüngste von allen Personen, die dieses Buch bevölkern. Sie wird sich vor allem des Gastes aus Deutschland annehmen und Claudia mit jener Wärme umgeben, deren sie nicht nur wegen Schnees und Winterstürmen bedarf, sondern eher wegen der Schutzlosigkeit ihres Daseins, verlassen von einem ins Unbekannte verschwundenen Mann und schließlich auch von dem einen Sohn, der, dem Alkohol verfallen, sein Elternhaus zerschlägt, während der andere Sohn die Sicherheit und Sonne Kaliforniens sucht. Birgitta aber schafft ihr das Heim, in dem Claudia schließlich sich selbst findet.

Claire Beyer hat für diese eindrucksvolle Erfahrung eine große Szene entworfen; sie entfaltet sich bei der mächtigen Erscheinung des Himmelsfeuers, des „Nordlichts": Claudia zog „einen kleinen Sessel vor das Fenster, hüllte sich in eine Decke und gab sich dem Spektakel ganz und gar hin. Sie dachte nicht an Robert, nicht an ihre Söhne. Die Lichter wurden zu einem Mantra und hoben sie aus ihrem Bewusstsein heraus. Ihr Thule entstand vor ihr, erhob sich wie eine Insel aus dem Meer, prachtvoll und zerklüftet zugleich. Keine Grenzen, keine Ufer, keinen festen Boden unter sich." Das allerdings ist nicht Apotheose am Ende, sondern geschieht in der Mitte des Buches, als innere Wende, die erst in die Wirklichkeit zu übersetzen ist.

Noch steht eine aufregende Fahrt mit Hanno über den Polarkreis hinweg nach Norwegen bevor, die ein Gespür verschafft für die Dimensionen dieser Landschaft wie für ihre Gefahren. Vier Brüder Birgittas, würdige alte Herren und erbarmungslose Jäger, sorgen für manche Abwechslung mit seltsamen, halbdunklen Geschichten aus der skandinavischen Dichtung und Sagenwelt, bis Claudia sich das Gefühl aufdrängt, „dass in ihrer Ehe die Poesie fehlte". Und so machte sich Robert, der vermisste, wenn nicht verlorene Ehemann „auch in ihrem Kopfe auf und davon, und nichts in ihr konnte ihn festhalten". Es war ein Zustand, für den es keine Worte gab: „Sie war weder Witwe noch verlassene Ehefrau."

Von Birgitta wird sie ein Abschiedsgeschenk vor dem Rückflug nach Deutschland erhalten, die Skulptur eines kunstvoll gestalteten Elchs aus massivem Silber, denn sie wird wieder dorthin zurückgehen, von wo sie hergekommen ist. Es ist das Geschenk mit dem Hauch einer Neigung von Frau zu Frau, über die beide sich schließlich mit einem Lächeln trennen. Denn das konnte man von Birgitta lernen: „Niederlagen und Widersprüche zu akzeptieren, ohne zu schmollen." So ist dies das eigentliche Resultat einer Lehrstunde über das Leben. War das am Ende, was Claudia in Schweden gelernt hatte? Und war es womöglich auch Roberts Tragödie und Ursache für sein Verschwinden, dass er eigentlich zwei Leben führen wollte, „eines in Schweden und eines Deutschland"? Weil es auf diese Fragen keine präzise Antwort gibt, bleibt Claire Beyers Roman am Ende einen Spalt offen. Vieles scheint sich zu lösen, selbst das vorerst verschollene Firmenfahrzeug wird wiedergefunden, und die Polizei geht sogar „von der Ermordung des Vermissten aus". Aber das ist nun wieder nur eine Geste um der finanziellen Versorgungsansprüche willen.

Claire Beyer hat einen spannenden Roman geschrieben, der sich aber nicht zu einem Krimi entwickelt, sondern zur Geschichte einer Frau, die sich selbst sucht. Gefunden hat sie am Ende sehr viel mehr, als sie vermisste: ihr Selbstbewusstsein und die Kraft dazu. Das gibt diesem Buch und der Reise in den einsamen, aber von moderner Technik und alten Sagen wie vom Schnee beherrschten Welt ihren Sinn. Vom Eise befreit, wird Claudia ihr Leben fortführen, selbstbewusst und sicher. GERHARD SCHULZ

Claire Beyer: „Refugium". Roman. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2013. 255 S., geb., 19,90 €.